Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Brief an einen Philister
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571560

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brief an einen Philister.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Hesse, Bern.

An Herrn M. in Z.

Sie werden sich wundern, Herr M., daß ich Ihnen schreibe, und werden sich noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, daß es in der Erinnerung an unser letztes Zusammensein und Gespräch geschieht, denn vermutlich haben Sie dies Zusammensein und Gespräch längst vergessen. Mir ist es indessen damit umgekehrt gegangen, das heißt, ich legte jenen Augenblicken und Worten damals zunächst gar keinen Wert bei, ich vergaß Sie, Herr M., und das, was Sie mir damals sagten, sozusagen noch während unseres Gespräches selbst und ging weg, ohne irgend einen fühlbaren Eindruck davon in mir behalten zu haben. Nachher aber, noch am selben Tage, fiel unsere kleine dumme Unterhaltung mir plötzlich wieder ein, schon mit einem kleinen bösen Stachel, und dann kam die Erinnerung daran öfter und öfter wieder und wurde immer mahnender und unangenehmer. Es sind seither Monate vergangen, ja fast ein ganzes Jahr, aber ich habe in jedem dieser Monate mindestens zwei-, dreimal an Sie denken müssen, Herr M., und habe jenes Gespräch in mir wiederholt und habe lange Auseinandersetzungen mit Ihnen daran geknüpft, Auseinandersetzungen, deren Sie vermutlich nicht wert sind und die ich mich hüten werde, Ihnen mitzuteilen.

Beginnen wir von vorn, da Sie wahrscheinlich doch alles längst vergessen haben! Also, es war vor etwa zehn oder elf Monaten, ich war gegen Mittag in Ihrer Stadt angekommen, trug eine kleine gelbe Ledertasche und einen Regenschirm bei mir, und ich traf mit Ihnen in der Trambahn jenseits vom Tunnel zusammen. Ich wollte nach der Vorstadt hinaus fahren, wo ein Freund von mir wohnt, und Sie fuhren vermutlich von Ihren mir nicht näher bekannten Geschäften zum Mittagessen nach Hause, denn Sie besitzen, wie ich damals sah, dort draußen in der schönsten Gegend ein prächtiges Haus mit einem großen Garten.

Ich grüßte Sie, weil ich mich Ihrer von mehrern früheren Zusammentreffen her erinnerte. Bei literarischen Vorlesungen, bei Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen war ich Ihnen mehrmals begegnet, ich glaube, Sie gehörten auch irgend einer Kunst- oder Literaturkommission an. Jedenfalls hatten wir beide mehrmals miteinander gesprochen. Sie hatten ein gewisses Interesse für mich gezeigt, und ich hatte von Ihnen den Eindruck eines angenehmen Weltmannes, gebildet genug, um eine Ahnung von der Kunst zu haben, doch immerhin zu viel Geschäftsmann, zu sehr am Geld, zu sehr am Nichts interessiert, um je ganz frei zu kommen und die Luft atmen zu können, in der das Schöne selbstverständlich gedeiht. Sie kannten das Schöne, so schien mir, wohl, aber nur als Sklavin, als eine heimlich geschätzte, heimlich bevorzugte Sklavin. Sie empfanden, so schien mir, je und je Sehnsucht nach einer Verklärung des Lebens, nach einem Klang aus der Welt, in der es kein Geld und keine Geschäfte gibt. Darum saßen Sie ja auch in Kunstkommissionen und besuchten literarische Abende, und gewiß hatten Sie in den Zimmern Ihres schönen Hauses manches gute Gemälde hangen.

Ich grüßte Sie also mit der Freundlichkeit und harmlosen Freude, die man beim Wiedersehen von Menschen empfindet, an die man nur leichte, arglose, angenehme unverbindliche Erinnerungen hat. Sie dankten ebenso, mit einem kleinen erfreuten Lächeln des Wiedererkennens und mit jenem kleinen, mir keineswegs etwa widerlichen Zug von Herablassung, den fast alle reichen oder einflußreichen Leute Künstlern und ähnlichen abseitigen Existenzen gegenüber haben. Unterhalten konnten wir uns nicht, wir saßen nicht nebeneinander, und der mittägliche Trambahnwagen war überfüllt.

Aber Sie stiegen an derselben Haltestelle aus wie ich, und Sie schlugen dieselbe bergan führende Seitenstraße ein, und so kamen wir dazu, einander noch die Hand zu geben und ein paar Worte miteinander zu plaudern. Sie fragten mit Freundlichkeit, was mich nach Z. führe, und ich gab Auskunft; ich war zu einer musikalischen Aufführung hergereist, die

ein Freund von mir dirigieren sollte und von der wir nun sprachen. Ein dritter Herr, den Sie mir soeben vorgestellt hatten, ging nebenher, und wenn ich mich recht erinnere, war es dieser Dritte, der die recht schwachflüssige Unterhaltung (wir stiegen bergan und waren alle hungrig) auf das brachte, was mich seither so oft beschäftigt hat. Er sprach von einem neuen Buch von mir oder fragte mich, ob diesen Winter eines erscheinen werde, und knüpfte daran halb scherzhaft eine kleine Bemerkung über den materiellen Ertrag literarischer Arbeit, über Honorare und Auflagen. Ich suchte lächelnd abzuwehren, und das war nun der Augenblick, den ich vom ganzen Gespräch allein noch genau im Gedächtnis habe.

Nämlich Sie wurden plötzlich lebhaft, und Ihre Stimme wurde laut und etwas gehässig, als Sie mich mit einem boshaften Lächeln ansahen und riefen: „Ach was, ihr Künstler und Dichter seid auch nicht anders als andere Leute! Ihr denket ans Geld und ans Verdienen, an weiter nichts!"

Das war es. Ich gab keine Antwort mehr und war im Augenblick zwar über die seltsam aggressive Unhöflichkeit Ihrer dummen Worte leicht erstaunt, blieb aber mit den Gedanken nicht daran hangen, wehrte mich darum auch gar nicht. Immerhin war ich unangenehm berührt und war froh, daß Sie schon Ihr Haus erreicht hatten. Ich zog den Hut und sagte guten Tag, gab aber, schon in einem Gefühl von Mißstimmung, Ihnen nicht mehr die Hand, trennte mich auch sofort kurz von jenem zweiten Begleiter und ging allein den kurzen Rest meines Weges.

Die Begrüßung mit meinem Freund, seiner Frau und seinen Kindern, das Mittagessen, Gespräche und Musik nachher löschten die Begegnung mit Ihnen völlig in mir aus, bis sie am Abend plötzlich wieder sich meldete. Ich empfand ein Gefühl von Mißvergnügen und Störung, ja etwas wie das häßliche Gefühl von Ungewaschenheit, mir lief der vage Schatten einer Erinnerung nach, als sei ich heute beleidigt worden, als habe ich heute etwas Unwürdigem beigewohnt und mich selber unwürdig dabei betragen. Und plötzlich war mir klar, das waren Ihre Worte, Herr M., Ihre dummen und rohen Worte über mich und die Künstler überhaupt.

Indessen merkte ich bald, daß nicht die kleine Beleidigung, die in Ihren Worten etwa mich treffen konnte, mir Qual bereitete, sondern ein Gefühl von Reue, von schlechtem Gewissen. Ich hatte zugehört, wie ein Mensch, den ich gewohnt war ziemlich ernst zu nehmen und zu achten, sich roh und häßlich über alle Künstler aussprach, und ich hatte dazu geschwiegen. Ich hatte den Augenblick verpaßt, wo diesen Mann vielleicht ein ernstes Wort doch in die Seele getroffen hätte, wo dieser Herr M. vielleicht doch einen Augenblick stutzig geworden wäre und sich innerlich vor einer Welt gebeugt oder doch geschämt hätte, die er als reiner erkannte als die seinige.

Seither habe ich, wie gesagt, jene Worte viele Male in Gedanken wieder gehört. Und immer mehr kam es so, daß der Aerger über Ihre Person, Herr M., zurücktrat und der Aerger über mich selbst zur Hauptsache wurde. Daß ich Sie nicht mehr kennen und Ihnen nicht mehr die Hand geben würde, das war eine kleine Angelegenheit, die mit einem einmaligen Entschluß erledigt war. Mein Fehler war damit nicht gut gemacht, meine Läßlichkeit dadurch nicht entschuldigt. Das Gefühl von Unbehagen, Aerger und Scham, das ich im Gedanken an mein stummes Hinnehmen Ihrer törichten Worte empfand, war ganz genau dasselbe, das ich zwei oder drei Jahre vorher schon einmal empfunden hatte. Und nun fiel auch diese Geschichte, die ich vergessen glaubte, mir wieder ein und begann mich, zusammen mit der Ihrigen, eine Zeit lang ordentlich zu quälen.

Jene andere Geschichte war diese. Auf einer Seereise ging ich einst, während das Schiff im Hafen lag und Kohlen faßte, in Begleitung eines Herrn an Land. Er kannte sich in jener exotischen Hafenstadt schon aus und machte den Führer, und es gelang ihm, mir in zwei oder drei Stunden alles zu zeigen, was an Tingeltangeln, Tanzlokalen, Animierkneipen und anderen übeln Vergnügungsorten dort zu finden war. Ich aber, der ich vom Betreten der ersten Bude an heftigen Ekel

fühlte und nicht nur diese mir unsympathischen Orte, sondern namentlich den Mann, seine Reden, sein Zwinkern und Lachen im höchsten Grade als häßlich, widerlich und unanständig empfand, ich ging verbissen und ärgerlich nebenher und fand einfach nicht den Mut, mich loszumachen, dem anderen laut oder schweigend meine Mißbilligung kundzutun und fortzugehen. Nein, das ging einfach nicht; seine fette, lustige, naiv robuste Natur hatte meine schwächere überwältigt, ich folgte ihm wie meinem Henker, und während ich mich über ihn und mich auf das wildeste ärgerte, hörte ich schweigend seine Reden mit an.

Ja, das war es. Mich beleidigte nicht, daß es in der Welt Häßlichkeit und Schweinerei gab; ich konnte daran vorbeisehen, konnte darüber lachen. Aber daß ich einmal diese Seite der Welt, die ich verachte und ablehne, ruhig hatte gelten lassen, sodaß es scheinen konnte, ich billige diese Dinge und billige meinen Begleiter, der sie suchte und liebte, das war als Stachel in mir geblieben. Und dazu war nun dies kleine Erlebnis mit Ihnen, Herr M., als zweiter kleiner Stachel hinzugekommen.

Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich etwa nachträglich zu rechtfertigen, ganz im Gegenteil. Ich schreibe dies für mich, nicht für Sie, und ich schreibe es, um eine Schuld zu bekennen. Es war damals meine Pflicht, Ihre unschönen Worte über die Künstler nicht ohne Protest anzuhören. Vielleicht waren sie ja nicht so gemeint! Vielleicht hatten Sie, der reiche Geldmann, mit dem heimlichen Hunger nach Kunst, eigentlich nur mich reizen, eigentlich nur meine Rechtfertigung hören, eigentlich nur meine Antwort provozieren wollen, die Ihrem eigenen zweifelnden Herzen das Vorhandensein der Ideale, das Dasein jener reineren Welt bestätigte. Und indem ich schwieg, sank auch in Ihnen die heimliche Bestätigung, die heimliche Lust zum Glauben nieder und erlosch, und indem ich verstimmt weiterging und schwieg, gab ich Ihre schwankende Seele vollends dem Unglauben und jener dummen, billigen Skepsis preis, die der Kunst und dem seelischen Leben überhaupt feindlicher und gefährlicher ist als jedes Laster.

Wenn ich Ihnen nach beinahe einem Jahr dieses Bekenntnis mache, so will ich damit keineswegs das rückgängig machen, was ich mir Ihnen gegenüber im stillen vorgenommen habe. Ich habe nicht mehr das Bedürfnis, mit Ihnen zu reden oder Ihnen die Hand zu geben. Ach, es wäre so leicht, Ihren dummen Vorwurf von damals zu widerlegen, ohne alle Sentimentalitäten, einfach mit Tatsachen, Zahlen und Rechnungen. Aber auch damit ist jetzt nimmer gedient. Nicht Sie klage ich ja an, wenn ich Sie auch nicht sonderlich mehr schätze, sondern mich selbst, der mitschuldig wurde, der durch sein Schweigen und vielleicht sogar durch ein leicht zu mißdeutendes Lächeln den Anschein erweckte, er sei mit Ihnen einverstanden, er teile Ihre Gesinnung, die ich doch aus voller Seele ablehne und verabscheue.

Denken Sie von mir, was Sie mögen! Denken Sie von mir, ich habe damals tatsächlich Ihnen zugestimmt! Denken Sie meinetwegen, ich sei immer dieser Meinung gewesen und sei es heute noch! Halten Sie mich für einen von den Künstlern, die mit der Kunst nur durch Zufall und Handwerk verbunden sind... Einerlei, ich kann auf Ihre Achtung sehr gut verzichten. Aber, Herr M., Sie reicher Mann in Ihrem schönen Garten und Haus, glauben Sie nun ja nicht, daß man ungestraft solche kleine Morde begehen könne, wie Sie ihn mit Ihren Worten damals begingen! Ich weiß, Sie spüren die Strafe schon längst, und ich weiß, sie wird zunehmen und fühlbarer werden, sie wird Ihnen mehr und mehr das Leben verderben. Und ehe Sie nicht einen Schritt tun, den Glauben in Ihrer Seele wieder aufzurichten, ehe Sie nicht den Gedanken an das Vorhandensein des Guten ernstlich aufs neue denken, so lange wird Ihre Seele krank sein und leiden. Sie werden stets alles haben, was man mit Geld kaufen kann, aber Sie werden dazu verurteilt sein, zu sehen, wie man immer und überall gerade das Beste, gerade das Schönste, gerade das Begehrenswerteste nicht mit Geld kaufen kann! Das Beste, das Schönste, das Begehrenswerteste auf der Welt kann man nur mit der eigenen Seele bezahlen, wie man Liebe niemals kaufen kann, und wessen Seele

nicht rein, nicht des Guten fähig, nicht wenigstens des Glaubens an das Gute fähig ist, dem klingt auch das Beste und Edelste nicht mehr rein und voll entgegen, und er muß sich für immer mit dem verkleinerten, verdorbenen, getrübten Bilde der Welt begnügen, das seine Gedanken sich zur eigenen Qual und Verarmung geschaffen haben.

Das Urlaubsgesuch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Kriegsgeschichte von Alfred Fankhauser, Bern.

„Herr Hauptmann, Füsilier Zwygart!"

„Ja, was wünschen Sie?"

„Ich möchte um Urlaub bitten; meine Frau ist krank, und niemand ist da, der auf sie und die Kinder achtgeben kann und auf den Stall, und fremde Leute kommen zu teuer!"

Der Hauptmann schritt nachdenklich in dem grüntapezierten Zimmer auf und ab, sog heftig an seiner Deutschen und fragte endlich, die Hände auf dem Rücken verschränkend: „Sehen Sie die drei Bilder hier an der Wand?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Und die drei an jener?"

„Auch, Herr Hauptmann!"

„Gut, und verstehen Sie wohl auch? Diese drei stellen Siege der Schweizer dar, die andern drei ihre Niederlagen. Mehr Siege wären aufzuzählen, zum Glück nicht mehr Niederlagen. Wenn jeder seine Pflicht tat, das eigene Schicksal vergaß ob dem allgemeinen, siegten sie. Wo jeder nur an sich dachte, was zum Glück selten geschah, wurden sie geschlagen. Haben Sie das verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Füsilier Zwygart meldet sich ab!" Er wollte gehen.

Da rief ihn der Hauptmann zurück. „Sie sind heute der dritte, den ich abweise. Und warum? Blicken Sie nicht so finster! Der letzte Mann ist notwendig, sobald ein Feind die Grenze bedroht. Und niemand weiß, was unser wartet. Gehen Sie zu Ihrem Zug zurück, tun Sie Ihre Pflicht! Später, wenn der größte Schrecken vorbei sein wird, werden Sie wohl Urlaub kriegen. Gehen Sie!"

„Herr Hauptmann, Füsilier Zwygart meldet sich ab!" Er ging.

Der Hauptmann fuhr mit der Hand durch die Luft, als verscheuche er Mücken. Gewissensmücken, die summten: Hauptmann, im Dienst gilt nur der Befehl. Wozu sich in Erklärungen einlassen? Wozu sich die Autorität untergraben? „Meinetwegen," murrte er unmutig auf, „man ist auch Mensch! Und dazu! Die Frau krank!" Er zog aus einer gelben Ledertasche mehrere Briefe und suchte einen davon heraus, um ihn besonders aufmerksam zu lesen:

„Sehr geehrter Herr Hauptmann Wyß! Es tut mir im tiefsten Herzen leid, Ihre Hoffnungen zunichte machen zu müssen. Ihre Gemahlin leidet an Meningitis, bis jetzt eine unheilbare Krankheit. Es wird am besten sein, wenn Sie eine Privatirrenanstalt ..."

„Unheilbar!" murmelte er, warf den Brief mit lasser Hand weg und stund auf. Zehn Minuten später saß er auf seinem glänzenden Rappen und jagte zum Dorf hinaus, in die weite baumreiche Ebene.

* * *

Zwygart begab sich zu den Kameraden, die auf der Löwenscheuereinfahrt Waffen und Kleider reinigten, lachten, sangen, prahlten oder auch still vor sich hin sannen. Er holte den Tornister, warf ihn an die überragende Mauer und setzte sich drauf, das Haupt in die Hände stützend. Die braunknotigen, waldwurzelähnlichen Finger wühlten in dem feuerroten Haar, wühlten, gruben sich fest, als müßten sie den armen Schädel halten, als müßten sie die Flammen ersticken, die sichtbar aus dem schwelenden Hirn hervorbrachen. Der große Mund hing offen, das borstige Kinn stund zurück. Wie ein Verschmachteter atmete der unschöne Mensch.

„In zehn Minuten ist Inspektion!" schallte nebenan die Stimme des Wachtmeisters. Zwygart schrak zusammen, stund auf und öffnete den Tornister. Da fielen zwei blaue Pulswärmer auf den Boden.

Der Wachtmeister trat herzu und sah in das blaue Gewirk eingestickt zwei weiße Herzchen und zwei rote Namen in den